



Schön scharf: Twin Cermax Foto Pardey

Zwilling Twin Cermax

Das Maß der Schärfe

„Not Dishwasher Safe“ klebt eine rote Warnung auf der Schachtel. Aber wer dieses Messer der Spülmaschine überantwortet, ist wahrscheinlich selbst zu heiß gebadet worden. Denn die nicht eben billigen Messer der Serie Twin Cermax sind in jeder Hinsicht etwas Besonderes. Preisbeispiele: Küchenmesser mit 13 Zentimeter langer Klinge (siehe Foto) rund 180 Euro, Santoku (japanisches Kochmesser), 18 Zentimeter lange Klinge, rund 240 Euro. Zur Serie gehören sechs Messer mit 10 bis 24 Zentimeter Klingenlänge. Maschinelles Spülen würde zuerst wohl dem Griff des guten, scharfen Stücks am Übergang zum Metall zusetzen. Der sanft geschwungene Erl (die Fortsetzung der Klinge im Griff) ist beidseitig mit Micarta beplankt. Das ist ein widerstandsfähiges Material aus mit Kunstharz getränkten Leinenschichten.

Durch die plastische Bearbeitung – der Griff ist seitlich ein wenig bauchig und krümmt seinen Rücken ganz sachte in die Hand – zeigt das seidenweich polierbare Material eine Art Maserung, die ein wenig an Holz und genauso viel an Werkstücke aus Carbon erinnert. Kein Wort darüber, dass die Micarta-Griffschalen fugenlos eingepasst sind, der Fingernagel findet keine Stolperstelle. Die Klinge, deren Anfangsschärfe einen das Fürchten lehren kann, besteht aus drei Schichten, einem sogenannten Clad: An den Flanken schützt Edelstahl korrosionsbeständig einen Kern aus besonders hartem Karbidstahl. Neben der Härte, die auf der Rockwellkala von Zwilling mit beachtlichen 66 angegeben wird, erhält die Klinge durch diesen Schichtenaufbau auch Elastizität. Nach einem ersten maschinellen Schleifgang wird die aus dem Edelstahl herausschauende harte Mitte des Karbidstahls von Hand am nassen Stein besonders dünn feingeschliffen. Von Hand soll die Klinge an einem Wetzstein nachgeschärft werden. Das wird aber so bald nicht nötig sein. HANS-HEINRICH PARDEY

Google Reader

Nachrichten von der Krake

Wie kann man nur Google-Produkte empfehlen, wo diese Datenkrake doch bei jeder Gelegenheit ihr eigenes Motto „Sei nicht böse“ konterkariert. Diese Kritik haben wir uns nach der Vorstellung von Google Mail anhören müssen. Das ist auch berechtigt. Aber die Leute aus Kalifornien sind nun mal unglaublich kreativ, und so wagen wir heute einen weiteren Anlauf mit dem Google Reader. Das ist ein RSS-Reader, der seine Informationen im Netz speichert. RSS sind, kurz gesagt, Schlagzeilen von Internetseiten großer Medien, aber auch von Bloggern. In einem RSS-Reader sind Beiträge wie E-Mails untereinander aufgeführt, und wenn man sich für etwas interessiert, klickt man auf den Eintrag und sieht anschließend den Originalartikel. Nun gibt es schon lange eigenständige RSS-Programme für alle Betriebssysteme. Beim Google Reader (www.google.de/reader) braucht man hingegen keine eigene Software, sondern ein Google-Konto und kann sofort seine Lieblings-Nachrichtenquellen abonnieren. Neues sieht man übersichtlich in Listenform, es gibt eine flinke Suche und die Möglichkeit, wichtige Artikel zu markieren. Zugegeben: Die Leistungsfähigkeit eines eigenständigen RSS-Readers erreicht Google nicht. Was die Sache aber so spannend macht, sind zwei Details: Erstens die Möglichkeit, das Ganze unterwegs mit dem Handy-Browser zu nutzen. Was auf dem Weg zur Arbeit in der Straßenbahn aufgerufen wurde, ist dann auch im Büro auf dem PC als gelesen markiert. Und zweitens lassen sich einzelne Artikel „empfehlen“. Sie werden auf einer Google-Seite aggregiert. Damit hat man nicht nur ein privates Notizbuch für seine Lieblingsartikel, sondern kann auch Freunde und Bekannte an der Lektüre teilhaben lassen. So lohnt also der Blick auf diese Seite der Datenkrake. MICHAEL SPEHR



Die freudvolle analoge Wiedergeburt

Clearaudios Plattenspieler Performance zeigt, wie gut die schwarzen Scheiben heute klingen können

Von Gerold Lingnau

Plattenspieler – baut denn heute noch jemand so etwas? Und ob! Die gute alte Langspielplatte und die zugehörigen Plattenspieler erleben derzeit eine Renaissance, die ihnen keiner mehr zugetraut hatte, als das digitale Medium CD die Herrschaft unter den Tonträgern übernahm. Antrieb für die neue Konjunktur ist die Überzeugung vieler Musikfreunde, dass der Hörgenuss mit der LP nachvollziehbar größer sei als mit der CD und dass die schwarze Rillenplatte das Zeug dazu hat, alle ihre digitalen Konkurrenten, auch die künftigen, zu überleben. Gewiss ist der analoge Aufschwung bisher auf einen weltweit kleinen Zirkel beschränkt. Aber der ist kaufkräftig und anspruchsvoll, sowohl, was die Software auf hochwertigem Vinyl, als auch, was die Abspiegelgeräte betrifft. Und so gibt es heute keinen Mangel an Laufwerken, Tonarmen und Abtastsystemen bester Qualität.

Einer der Spitzenhersteller schmückt den Standort Deutschland: das Unternehmen Clearaudio in Erlangen (www.clearaudio.de). Gründer und Seniorchef Peter Suchy verkauft seine Produkte in aller Welt und fertigt sie zu weiten Teilen im eigenen Haus, mit 44 Mitarbeitern. Das Programm ist breit: Neben den Plattenspielern, die er auch im Auftrag für renommierte High-End-Marken produziert, umfasst es auch Verstärker, Plattenspieler, Kabel und vielerlei anderes Zubehör, dazu auch Langspielplatten – selbst produzierte Aufnahmen neben neu gemasterten älteren. Nur die preisgünstigsten Plattenspieler des Sortiments werden komplett mit Tonarm und Tonabnehmer verkauft. Wer mehr Geld investiert, stellt sich in der Regel sein Gerät aus individuell gewählten Komponenten zusammen; dabei wird nicht selten das Laufwerk mit mehreren Tonarmen und Abtastsystemen bestückt. Im Extremfall kann das zu Preisen von mehr als 100 000 Euro führen.

Wir blieben bescheidener und beschäftigten uns mit einem der Komplettangebote, dem Performance Black Pearl zum Preis von 1995 Euro. Sein Laufwerk arbeitet mit dem Tonarm Satisfy Carbon directwire und dem Abtaster Maestro Wood zusammen. Schon die Bezeichnungen geben Aufschluss über die verwendeten Materialien: Der Tonarm besteht aus einem leichten und äußerst steifen Karbonrohr,



Wenn Analoges das Maß aller Dinge ist: High-End-Plattenspieler Performance von Clearaudio

Foto Hersteller

in dessen Innerem die Kabel vom Tonabnehmer ohne Unterbrechung in Richtung Ausgangsbuchsen verlaufen; und das „Wood“ beim Abtaster weist tatsächlich auf einen präzisionsgefästrten Systemkörper aus Satiné-Holz hin. Das Maestro ist ein Moving-Magnet-System (MM), bei dem die Spulen fest und die Magnete beweglich sind (beim Moving-Coil-Prinzip, MC, ist es umgekehrt); diese Bauart ist meist den preisgünstigeren Angeboten vorbehalten. Das Maestro markiert hier bei Clearaudio die Spitze, für sich genommen kostet der Tonabnehmer 625, die Diamantnadel, die wie ihr Träger aus Bor auch in weit teureren Systemen der Marke verwendet wird, als Ersatzteil 322 Euro. Der höheninstellbare Satisfy-Tonarm (einzeln für 790 Euro) ist 340 Gramm leicht und kardanisch in Saphiren gelagert, eine pfiffige Antiskating-Einrichtung mit drei Magneten sorgt dafür, dass die störenden Seitenkräfte beim Abtasten der Platte kompensiert werden. Das Performance-Laufwerk basiert auf einer Zarge in Gestalt einer resonanzarmen Holz-Kunststein-Sandwichplatte mit Aluminiumumrandung, die auf drei höheninstellbaren Füßen mit entkoppelnder weicher Sohle steht. Der 4 Zentimeter starke Plattenteller aus mattiertem Acrylglas hat ein hochwertiges, CMB (Ceramic Magnetic Bearing) genanntes Lager: Eine Keramikachse rotiert in einer Buchse aus Sinterbronze und ruht vertikal berührungsfrei auf einem Feld zwischen zwei

Neodym-Magneten. Der schwingungsanfällige Antriebsmotor hat seinen Platz in einer Aussparung neben der Zarge und treibt den Teller mit einem Silikonriemen an. Der muss für den Wechsel von 33 $\frac{1}{3}$ auf 45 Umdrehungen je Minute auf die obere, im Durchmesser größere Etage der Antriebsrolle umsteigen; sie ist wie ihr unteres Pendant noch einmal in drei leicht unterschiedliche Radien für kleine Änderungen der Umdrehungszahl unterteilt, die jeweils mittlere Rille liefert den Sollwert mit Gleichlaufschwankungen von maximal ± 1 Promille.

In der hochwertigen technischen Ausstattung erschöpft sich der Reiz des Performance freilich nicht. Er sieht einfach auch hinreißend aus, die Verarbeitung ist makellos, und weil eine Abdeckhaube für ihn nicht vorgesehen ist, muss man zwar gelegentlich mit der gebührenden Vorsicht abstauben, hat aber stets einen unverstellten Blick auf das schöne Gerät. Und wie klingt nun der Plattenspieler aus Clearaudios unterer Mittelklasse? Wie alle hochwertigen Laufwerke ist er kein Automat, man muss den Tonarm also beim Start wie aus der Auslaufrille von Hand bewegen. Ein Lift ermöglicht präzises und sanftes Absenken auf die Platte, die von einer mitgelieferten Kunststoffklemme fest auf den Teller gepresst wird. Korrekt justiert (das besorgt Clearaudio schon ab Werk, nur das Gegengewicht muss noch aufgeschraubt werden) spielt das Trio aus Laufwerk, Tonarm und Ab-

taster auf beeindruckendem Niveau und macht auf Anbieh verständlich, was an hochwertiger analoger Wiedergabe so fasziniert: warmer, fülliger Klang auf einem moderaten, dieser Technik nun einmal eigenen Grundrauschen, gute Breiten- und Tiefenstaffelung – hochwertige LPs vorausgesetzt – und die vielleicht nicht hörbare, aber doch wahrzunehmenden Vorzüge eines unbegrenzten Frequenzbands, wie es die CD definitionsgemäß nicht bieten kann. Ob Kammer- oder sinfonische Musik, Oper, Jazz oder Pop, der Performance wendet allem die gleiche erkennbare Sorgfalt zu und macht das Hören zum freudvollen Miterleben. Wer noch alte Plattenbestände hat – dort schlummern mitunter Schätze, die man ganz neu heben kann – und keinen (oder keinen zeitgemäßen) Plattenspieler, kann schon mit dem Performance für adäquate Wiedergabe sorgen, falls er den teureren Teil des Erlanger Programms scheut. Und wer erst jetzt von der HiFi-Leidenschaft erfasst wird, sollte daran denken, dass es hervorragende Musikwiedergabe schon in der digitalen Zeit gegeben hat und dass man heute noch – oder schon wieder – vieles auf LP kaufen kann, was man in seiner aufzubauenden Sammlung haben möchte. Ein Plattenspieler mag ein mechanisch kompliziertes und auch empfindliches Ding sein, aber er hat eine Seele, die man in einem CD-Spieler vergeblich suchen würde. Und so hat er auch heute noch Anspruch auf einen prominenten Platz neben all dem digitalen Gerät.

Gut verarbeitet und jetzt mit Vorschau

Spiegelreflexkamera Canon EOS 40D für den besonders anspruchsvollen Amateur



Die Qualität stimmt: Wer die EOS 40D in der Hand gehalten hat, wird nichts „Billiges“ kaufen wollen



Fotos Hersteller

Die Produktzyklen bei den digitalen Spiegelreflexkameras werden immer kürzer. Nur anderthalb Jahre nach der Canon EOS 30D kommt nun die Nachfolgerin 40D aus der semiprofessionellen Klasse in den Handel. Schon die 30D war mit exzellenter Verarbeitung und ihrem sehr guten Preis-Leistungs-Verhältnis attraktiv für den ambitionierten Amateur. Und nun hat Canon bei der 40D das Bewährte beibehalten und etliche Details verbessert. Besonders erfreulich: Die Neue kostet zwar offiziell 1300 Euro, liegt aber im Straßenpreis mehr als 200 Euro darunter und spricht damit auch den qualitätsbewussten Einsteiger an. Für das Nikon Pendant D200 verlangt der Fachhändler rund 1300 Euro, und die Nachfolgerin D300 kommt im Dezember für 1800 Euro.

Die nächste gute Nachricht: Mit der 40D kommt der Freund der Marke sofort zurecht. Wie die Vorgängerin wiegt sie etwas weniger als 800 Gramm, das Gehäuse ist eine Mischung aus Magnesium-Legierung und Kunststoff, und das wichtigste Bedienelement ist – wie bei allen Canons – ein Drehrädchen rechts vom Display, das der Hersteller Daumenrad nennt. Die Knöpfe und Schalter sind nahezu selbsterklärend, und die Bedienung ist wunderbar einfach. Nun gibt es die Menüstruktur aus den teureren Profi-Spiegelreflexkameras von Canon, und dazu gehört auch das individuell zu bedienende „My Menu“, wo man die meistbenutztesten Einstellungen speichert. Dass Motivprogramme und ein Blitz an Bord sind, wird den Einsteiger freuen, der Pro-

fi benötigt beides nicht. Die Blitzsteuerung in zwei verschiedenen Menüs (einmal im Aufnahmemenü 1 und dann im Einstellmenü 2) ist zudem gewöhnungsbedürftig. Praktisch fanden wir indes die Möglichkeit, drei individuelle Kamera-Einstellungen neben den Motivprogrammen auf dem Modus-Wahlrädchen zu speichern.

Die rückseitige Flüssigkristallanzeige ist gegenüber der 30D von 6,5 auf 7,5 Zentimeter gewachsen (bei gleichbleibender Auflösung von 230 000 Pixel). Weitere Neuerungen sind das eingebaute Staubschutz- und Reinigungssystem, die Erweiterung des APS-C-Sensors (22,2 x 14,8 Millimeter, CMOS) von 8 auf 10 Megapixel und der schnelle Digi-III-Prozessor (ebenfalls aus der Profi-Linie) mit nunmehr 14-Bit-Signalverarbeitung. Der Sucher ist größer und heller geworden, der Autofokus wurde verbessert, und die Serienbildgeschwindigkeit von 6,5 Aufnahmen in der Sekunde (für maximal 17 RAW- und 75 JPG-Bilder) ist spektakulär.

Live-View mit kleinen Tücken

Die 40D soll gegen Wettereinflüsse besonders geschützt sein, teilt der Hersteller mit. Sie ist jedoch – wenn man einen Blick auf die Abdichtung des Speicherkartenschluchs wirft – nicht spritzwassergeschützt oder Outdoor-fähig. Zu den kleineren Änderungen gehören die Anzeige der ISO-Empfindlichkeit im Sucher und der automatische ISO-Modus, der allerdings in den Kreativprogrammen nur zwischen ISO 400 und 800 funktioniert.

Apropos Empfindlichkeit: Hier bleibt es bei maximal ISO 3200, und die Rauschunterdrückung wurde gegenüber der Vorgängerin verbessert. Auch gibt es jetzt eine Warmmeldung, wenn man die Kartenklappe öffnen will, während die Kamera ihre Daten auf die Compact-Flash-Karte schreibt.

Und dann darf natürlich der Live-View-Modus nicht fehlen. Hier scheiden sich die Geister. Während einige Kollegen von der Möglichkeit begeistert sind, das Display als Sucher zu nutzen, um darauf eine Echtbild-Vorschau zu sehen, halten wir diese Funktion für eine überflüssige Spielerei. Wer mit der Spiegelreflex fotografiert, guckt durch den Sucher. Zudem ist das Ganze umständlich und langsam, weil der Spiegel hochgeklappt werden muss und der Autofokus zunächst deaktiviert ist. Mit einer Spezialeinstellung kann man Letzteren dann doch aktivieren: Man drückt auf den neu hinzugekommenen AF-On-Knopf, der Spiegel klappt wieder herunter, das Bild wird schwarz, und danach ist endlich scharfgestellt. Eine Umstandskrämerei ohnegleichen. Wenigstens gibt es für den Live-View-Modus Gitterhilfslinien, die sonst fehlen.

Die 40D überzeugt mit ihrer hochwertigen Verarbeitung und dem flinken Arbeitstempo. Der Lithium-Ionen-Akku schafft ungefähr 800 Aufnahmen, ein ordentlicher Wert. Wer eine Spiegelreflexkamera in der Canon-Familie sucht, ist hier deutlich besser bedient als mit den besonders günstigen Modellen wie der 400D. Nimmt man beide Kandidaten beim Fotohändler in die Hand, ist der Unterschied riesig. MICHAEL SPEHR

Armaturen

Sensorik und Licht am Hahn

Licht ist als Gestaltungselement längst in der Küche und dort am Wasserhahn angekommen. Spülenspezialist Franke aus Bad Säckingen hat jetzt einen durch und durch rechteckigen Einhebelmischer (BAT 050) im Programm, dessen waagrecht auskragender Hahn an der Unterseite mit zwei LED-Reihen besetzt ist. Damit kann man die darunterliegende Spüle ausleuchten und genau sehen, was man tut. Auf den Druck eines fast unsichtbar integrierten Knopfs lässt sich das Lichtspiel aber auch abschalten. Etwa 950 Euro muss es einem wert sein.

Eine völlig andere Designsprache spricht die Armatur Magic. Sie entlässt den Wasserstrahl durch einen gebogenen Hahn, aber nur, wenn man vorher mit der Hand über einen am Spülensrand eingelassenen Sensor gefahren ist. Diese „magische“ Handbewegung öffnet das Ventil. Am Sockel der Armatur stellt man die Wassertemperatur ein, die Durchflussmenge am Auslauf. Also drei Handgriffe, bis das Wasser richtig läuft, es ist noch nicht so lange her, dass der Einhebelmischer als das Non-plus-ultra für deren Reduzierung gepriesen wurde. Aber der Showeffekt, mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung über dem Sensor das Wasser an- und wieder abzustellen, ist enorm. Magic wird im Januar in den Handel kommen. Elektronische Hilfe gibt es künftig zum Öffnen und Schließen des Hubventils in der Spüle. Sesam heißt das Bauteil, das in jedes Becken mit einem Dreieinhalb-Zoll-Ventil passt und auch nachgerüstet werden kann. Man bedient es über einen kleinen Druckknopf auf dem Spülensrand, so dass man es nicht unbeabsichtigt öffnet. (smm.)



Licht-Hahn: Armatur von Franke

Drei Experten, fünf Meinungen

Wie reduziert man die Kosten für Hauswärme am besten?

Wohnungs- und Hausbesitzer können an einem knappen Dutzend „Stellglieder“ drehen, wenn sie die monatlichen Kosten zum Erzeugen von Hauswärme (Heizwärme und Warmwasser) minimieren wollen. Hier den Überblick zu behalten ist nicht einfach, und das merken derzeit die Anbieter von Heizaggregaten überdeutlich: Trotz steigender Brennstoffkosten hält sich die Kundschaft zurück.

Die Unsicherheit ist groß. Denn die zu Rate gezogenen Experten wie Schornsteinfeger, Heizungsbauer, Energieberater und fachkundige Nachbarn legen höchst unterschiedliche Konzepte vor. Weitere Verwirrung stiftet die derzeitige Berichterstattung über das Erneuerbare Energien Wärmegesetz (EeWärmeG), das vom Bundesumweltministerium initiiert wurde und seit Wochen im Abstimmungsprozess mit anderen Ressorts steht. Mit diesem Regelwerk, das man noch in diesem Jahr auf den Weg bringen will, soll ein Mindestanteil der Raumwärme durch regenerative Energiequellen erzeugt werden. Dieser Anteil soll bis zum Jahr 2020 von heute sechs auf 14 Prozent erhöht werden.

Wer sich ein neues Haus baut, muss künftig 14 Prozent seines Wärmebedarfs alternativ erzeugen, wobei unterstellt wird, dass dies in der Regel über Solarkollektoren geschieht. Mit der eingefangenen Sonnenwärme kann Waschwasser erwärmt oder die Heizung „unterstützend“ betrieben werden. Um die Konformität mit dem Gesetz zu bestätigen, soll nicht etwa ein Wärmehäuser installiert werden. Vielmehr will man die Größe der Kollektorfläche vorschreiben. Sie soll vier Prozent der Nutzfläche der Immobilie betragen. Wer also „groß“ lebt, der bekommt auch eine große Solaranlage, ganz unabhängig davon, wie viele Personen in dem Haus leben und wie oft und wie lange diese duschen wollen.

Die benötigte Raumwärme darf nach den Vorgaben des EeWärmeG auch durch das Verbrennen von Scheitholz und Holzpellets erzeugt werden, auch der Betrieb einer Wärmepumpe ist gestattet. Doch müssen die dann die Rolle des Hauptwärmeerzeugers übernehmen. Mindestens 75 Prozent der benötigten Wärme sind von ihnen alternativ beizusteuern, was etwa eine Wärmepumpe nur schafft, wenn sie eine Arbeitszahl von vier erreicht. Dieses Leistungsvermögen wird nicht von allen Geräten erreicht.

Bioöl und Biogas, die allein schon durch ihre Namen als mustergültige Alternativen gelten, dürfen nur dann zum Heizen verfeuert werden, wenn der Einsatz anderer erneuerbarer Energien

technisch nicht möglich ist. Diese Vorgabe werten die Entwickler moderner Brenner und Kessel als Geringschätzung ihrer Arbeit, denn etwa die Brennwerttechnik kommt auf mustergültige Jahresnutzungsgrade von bis zu 98 Prozent. Besser, so ihr Argument, kann man mit (Bio-)Brennstoff nicht umgehen.

Und auch das steht im EeWärmeG-Entwurf: Wer sein Haus in einer fernwärmeversorgten Straße baut, der kann gezwungen werden, sich an das unter dem Bürgersteig verlegte Dampfrohr anzuschließen, unabhängig davon, wie effektiv die Fernwärme erzeugt und verteilt wird. Auch ist das geplante Gesetz wenig freundlich zu Mini-Blockheizkraftwerken (Mini-BHKW), die es zunehmend aus der Versuchs- und Testphase zur Marktreife schaffen. Sie dürfen nur dann in den günstigen Kombibetrieb von Strom und Wärme einsteigen, wenn sie einen elektrischen Wirkungsgrad von mindestens 25 Prozent erreichen. Für größere BHKW ist das keine Herausforderung. Kleinanlagen für Ein- und Zweifamilienhäuser mit Leistungen unter zwei Kilowatt haben da jedoch Schwierigkeiten.

Da nicht jeder Interessent die Chance hat, sich ein neues Haus zu bauen, denkt das EeWärmeG natürlich auch an die Eigentümer „alter“ Häuser. Auch sie sollen künftig alternativ zu feuern. Und zwar will man, dass sie mindestens zehn Prozent ihres Wärmebedarfs regenerativ erzeugen. Zwingender Auslöser für den Einstieg in das alternative Zeitalter sind Eingriffe wie der Wechsel des Brennstoffs, etwa von Öl auf Gas. Initialzündung kann auch der Austausch des einen oder anderen maroden Fensters sein. Der Kauf eines neuen Heizkessels wird nach dem Geist des Gesetzes dazu führen, dass man sich zusätzlich noch eine Solaranlage anschaffen muss. Dabei ist es nach dem Stand der Dinge egal, wie effektiv der neue Kessel arbeitet. Es muss kein Brennwertkessel sein. Auch ein Niedertemperaturgerät wird akzeptiert.

Da knapp 40 Prozent der in Deutschland verfeuerten Primärenergie zum Heizen und für die Warmwassererzeugung eingesetzt werden, sind effiziente Verbrennungsprozesse entscheidend für einen schonenden Umgang mit den endlichen fossilen Energieträgern Öl und Gas. Wie wichtig sie sind, zeigt ein Blick ins Jahr 2020, wenn nach der Idee des EeWärmeG 14 Prozent der Hauswärme regenerativ erzeugt werden. Denn dann werden immer noch beachtliche 86 Prozent fossil erzeugt werden. Sie gilt es, möglichst effizient zu nutzen. Es kann kein Ziel sein, möglichst viel erneuerbare Energie einzusetzen. GEORG KÜFFNER